

## Die Verteidigung der Geschichte

Ein Gespräch zwischen Richard Evans, Eric Hobsbawm und Albert Müller\*

Albert Müller: Wir treffen uns hier, um über die Geschichte zu sprechen. In Ludwig Wittgensteins Tractat gibt es den schönen Aphorismus „Die Logik muß für sich selbst sorgen“. Die Geschichte kann offensichtlich nicht für sich selbst sorgen, Historikerinnen und Historiker müssen sich um die Geschichte kümmern. Das kann man ein wenig fortspinnen. Die Frage lautet dann: Warum ist Geschichte nicht eine Wissenschaft wie alle anderen,

\* Richard Evans ist Professor am Birkbeck College, University of London, und Verfasser zahlreicher Studien, u. a. zur deutschen Geschichte (darunter ‚Tod in Hamburg‘ und ‚Im Schatten Hitlers‘). Zuletzt veröffentlichte er ‚In Defence of History‘ (1997), das 1998 unter dem Titel ‚Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis‘ in deutscher Übersetzung im Campus-Verlag erscheinen wird. Eric Hobsbawm ist Professor emeritus des Birkbeck College, er unterrichtet an der New School for Social Research in New York und ist Autor zahlreicher Bücher, darunter ‚Blütezeit des Kapitals‘, ‚Das imperiale Zeitalter‘, ‚Das Zeitalter der Extreme‘. Zuletzt erschien ‚On History‘ (1997). Albert Müller arbeitet am Ludwig Boltzmann-Institut für Historische Sozialwissenschaft bzw. am Institut für Zeitgeschichte, Wien. Das Gespräch fand im Dezember 1997 in London statt. Es verdankt sich der Initiative und der Organisation von Laurence Cole.

sondern etwas derart Besonderes, daß für sie gesorgt werden muß?

Richard J. Evans: Die Diskussion geht hier um die *Geschichtswissenschaft*. Das heißt, wir diskutieren nicht die populärwissenschaftliche oder populäre Geschichte, sondern das, was die Wissenschaftler tun. Diese Diskussion kam nicht zuletzt deshalb in Gang, weil die Nachbarwissenschaften der Geschichtswissenschaft ziemlich starke Kritik entwickelten.

Formuliert wurde sie vorwiegend von der Literaturwissenschaft, von der Linguistik und von der Kulturwissenschaft. Dort kamen seit etwa Mitte der achtziger Jahre Ideen, Theorien und Methoden zur Geltung, die im allgemeinen der poststrukturalistischen Linguistik zugeordnet werden. Man behauptet unter anderem – sehr grob vereinfachend gesagt – eine Abkoppelung vom Wort, der Sprache auf der einen Seite und den Dingen, der „Wirklichkeit“ auf der anderen Seite. Daraus resultiert oft die Behauptung, daß die Geschichtswissenschaft die Realität der Vergangenheit nicht beschreibt, nicht darstellt, sondern bloß die Sprache, die Ideen des Historikers oder der Historikerin widerspiegelt.

Damit wurde die Grundlage der Methodik der Geschichtswissenschaft in Frage gestellt, all das, was sie für mich

zu einer Wissenschaft macht. Die Zahl derer, die nicht mehr an die Fähigkeit der Geschichte als Wissenschaft glauben, die Vergangenheit realitätstreu zu rekonstruieren, hat selbst unter Geschichtswissenschaftlern stark zugenommen.

Besonders in den Vereinigten Staaten ist die Unzufriedenheit der Minoritäten oder der Repräsentanten der Minoritäten – der Schwarzen, der Frauen (obwohl die Frauen keine Minorität sind!), der Schwulen und Lesben und so fort – mit der offiziellen oder offiziellen Geschichtswissenschaft, wie sie in den Universitäten gelehrt wird, unübersehbar geworden.

Diese Leute glauben, daß die Realität, die die offizielle Wissenschaft widerspiegelt, die Realität der weißen Männer, die der Bourgeoisie, die der Herrschenden sei. Dem gegenüber wollen sie sich selbst behaupten; es geht um *empowerment*, um die Macht und die Fähigkeit, sich selbst zu behaupten, indem eine eigene Realität konstruiert wird. Die Diskussion um die Geschichte wurde nicht zuletzt von dieser Ecke her entwickelt. Man sagt, man fürchtet, man glaubt oder behauptet, daß diese unterschiedlichen Realitäten, die Realitäten der verschiedenen Gruppen, miteinander unvereinbar sind.

In dieser Auseinandersetzung wird gerne die Foucaultsche Theorie angerufen. Von Foucault wurde eine theoretische Verknüpfung von Macht und Wissen formuliert, die manche Historiker oder Geschichtstheoretiker dann auf die vereinfachende Idee reduzieren, daß Wissen prinzipiell ein Ausdruck von Macht ist. Wer die Macht hat, könne die Wissenschaft, das Wissen überhaupt, prägen und steuern.

AM: Wenn ich Ihre Position zusammen-

zufassen versuche, dann ist für Sie dieser Berg von neuen Büchern, die über die Geschichtswissenschaften geschrieben wurden<sup>1</sup>, im wesentlichen ein Ergebnis dieses Streits um solche auch nicht mehr ganz neuen Konzepte – wenn ich an Derrida oder andere denke –, die vor allem aus Frankreich, aber auch in einer zweiten Welle aus Amerika gekommen sind. Der Streit um diese neuen Ansätze, die man mit den sehr ungenauen Begriffen Poststrukturalismus, Postmoderne usw. verbindet, ist aus Ihrer Sicht der Kern dieser neuen Auseinandersetzung um Geschichtswissenschaft.

RJE: Ja. Das hängt auch mit dem Kollaps des Marxismus zusammen. Viele Historikerinnen und Historiker, die sich als links verstehen, haben sich aus dem Marxismus in diese neue Richtung geflüchtet. Das ist das Neue, glaube ich, daher kommt dieser neue Streit.

AM: Ihr neues Buch, das in diesem Berg von Büchern fast das angriffslustigste ist, hat den defensivsten Titel: *In defence of history*. Gehört es zu den Besonderheiten von Geschichte, daß man sich nicht nur um sie kümmern, sondern sie auch verteidigen muß?

RJE: Sicher, ja. Viele postmodernistische Theoretiker behaupten, daß die Geschichtswissenschaft zum Untergang verurteilt sei. In fünfzig Jahren werde es keine Geschichtswissenschaft mehr geben. Das wird auch von anderen Historikern so gesehen, die befürchten, daß neue Stellen, Forschungszuschüsse und -aufträge nicht mehr an die traditionellen Historiker gehen, sondern an die neuen Kulturwissenschaften, an die interdisziplinäre, postmoderne Seite der Geisteswissenschaften. Es geht also ums Brot, wie manche meinen.

Ich halte das allerdings für übertrieben. Was ich verteidigen will, ist die These, daß wir mit Hilfe der wissenschaftlichen Methoden in der Geschichtswissenschaft die Vergangenheit realitätstreu rekonstruieren und verstehen können. Aber ich versuche auch, einen Begriff von Objektivität zu entwickeln, der zugibt, daß es nicht nur *eine* Antwort auf eine Frage gibt, die für alle Zeiten gültig wäre, nicht nur *eine* Interpretation. Es muß, hier gebe ich den Postmodernisten recht, natürlich eine Reihe von Möglichkeiten geben, einen Gegenstand zu interpretieren. Aber meine Behauptung ist, daß es Grenzen der Möglichkeiten der Interpretation gibt; daß man die Vergangenheit nicht beliebig nach den eigenen Ideen rekonstruieren kann oder darf. Es sind die Quellen, die hier eine Grenze setzen. Jeder Historiker, der mit Originalquellen in den Archiven gearbeitet hat, weiß, daß er oder sie Ideen und Hypothesen hat, die einfach weggeworfen werden müssen, wenn sie von den Materialien verneint worden sind. Aber wenigstens in seinen früheren Arbeiten behauptet ein Theoretiker wie Hayden White genau das Gegenteil. Er kennt keine Grenzen der Interpretationsmöglichkeiten der Vergangenheit.

AM: Auch Hayden White scheint – so gesehen – innerhalb einer gewissen Bandbreite interpretierbar zu sein. Meines Erachtens war Hayden Whites zentraler Punkt in *Metahistory*, daß auch Historiker Texte produzieren und diese Texte – bei White geschah dies fast schon mechanistisch – dominanten rhetorischen Mustern zugeordnet werden können. Außer der Ideologie, die ein Text produziert, außer dem sachlichen Gehalt, den ein Text wiedergibt, der „Realität“, die ein

Historikertext „widerspiegelt“ oder beschreibt, gebe es unterschiedliche Rhetoriken, die White ja an vier großen Beispielen zeigen konnte. Darin habe ich damals eine sehr interessante Dimension der Arbeit der Historiker gesehen. An einen Aufruf zur Beliebigkeit bei White kann ich mich nicht erinnern.

RJE: White – er ist ja sehr einflußreich in dieser neuen Diskussion – meint, daß Geschichtsschreibung ein Zweig von Literatur sei. Das ist im Grunde eine Gleichsetzung mit dem Romanschreiben. Wenn man ein Geschichtsbuch schreibt, wäre der Vorgang, der kreative Vorgang, so gesehen genau derselbe, als wenn man einen Roman schreibt. Die literarischen Muster, der Stil, alles was wir als Literatur betrachten, kämen dann zuerst, und erst danach würde man die Fakten sammeln, sie ordnen usw.

Aber was hier fehlt, ist meiner Meinung nach die Einsicht, daß der Historiker ein Gewissen hat, ein Über-Ich, das ihm sagt, das darfst du nicht machen, es gibt noch andere Quellen hier, die deiner Interpretation widersprechen oder sie in eine andere Richtung steuern können. Gewiß geht man mit Hypothesen an das Material heran, aber man muß, das möchte ich betonen, bereit sein, diese Hypothesen zu ändern oder zu verwerfen.

AM: Sonst würden das schon die Kollegen tun.

RJE: Genau.

AM: Damit ist ja die Geschichte nicht das Projekt eines Individuums, sondern eben einer Kommunität, einer Gruppe, einer ja auch weltweit agierenden Gruppe von Historikern, die einander in einer laufenden Diskussion ein Surplus von Realitätsnähe oder Wahrheit oder geeigneterer Interpre-

tation – um es ein wenig neutraler zu sagen – verschafft.

RJE: Das schon, aber die historische Realität wird nicht deshalb als solche anerkannt, weil sie von einer Gruppe, egal wie groß, bestätigt wird. Es gab in der Vergangenheit, und es wird sie immer wieder geben, Gruppen von professionellen Historikern, die die Vergangenheit verzerrt darstellen. Denken Sie nur an die deutschen Historiker im Nationalsozialismus. Das war eine große Gruppe professioneller Historiker. Aber man kann nicht behaupten, daß die Interpretationen und Methoden, die damals verfolgt wurden, objektiv und richtig sind, bloß weil sie von einer größeren Gruppe geteilt wurden.

Kommen wir noch einmal zurück zum Thema der Interpretationsgrenzen und den verschiedenen Möglichkeiten der Interpretation. Ich will nicht, wie zum Beispiel der vor kurzem verstorbene Sir Geoffrey Elton, ein bekannter konservativer Historiker hierzulande, behaupten, daß man einfach ohne Ideen, mit offenem, leeren Kopf an die Quellen gehen müsse, und schon würde aus den Quellen gleichsam die Realität durchsickern. Das ist reiner Empirizismus und obendrein falsch. Ich glaube auch nicht, daß Historiker gleichsam Diener der Quellen seien, daß die Quellen sich selbst arrangierten, daß die Muster der Vergangenheit direkt aus den Quellen erkennbar wären, aus ihnen herauskämen. Insofern steuere ich einen Kurs zwischen den extremen Postmodernisten und den extremen Empirizisten.

AM: Die Position, die Sie vertreten, ist ja einem deutschen oder österreichischen Historiker gar nicht fremd. Vor längerer Zeit hat Reinhart Koselleck dargelegt, daß Historiker Materialien, Dokumente

und Quellen niemals ohne – wenigstens implizite – Theorien und Hypothesen untersuchen. In der Phase der Hypothesenbildung sei der Historiker auch relativ frei. Koselleck hat lediglich den Quellen, und das ist dick unterstrichen, ein Interventionsrecht, ein „Vetorecht“, wie er es nannte, zugesprochen.

RJE: Hier besteht eine starke Affinität zu meiner Sicht, zum „defensiven“ Programm meines Buchs. Was ich nämlich verteidigen möchte, das sind die, wie ich glaube, guten Traditionen der Geschichtswissenschaft, und das ist auch ein tradierter Begriff von Geschichtswissenschaft. Aber ich verteidige ihn nicht vorbehaltlos, und ich glaube, daß die Ideen des Postmodernismus – wenigstens einige seiner Ideen – den Historikern etwas zu sagen haben, uns zu lernen aufgeben, und daß wir hier zuhören müssen. Aus der Idee, die Geschichtswissenschaften seien ein Zweig der Literatur, ergibt sich ja wenigstens implizit auch die Forderung an die Historiker, lesbar zu schreiben, sich nicht mehr bloß dieser vertrockneten Sprache der Sozialwissenschaften zu bedienen, etwas mehr Aufmerksamkeit der literarischen Seite der Darstellung zu geben, und vielleicht etwas freier mit der Sprache umzugehen – ohne die notwendige Klarheit zu verlieren, natürlich.

Im Zuge der Debatten um die Postmoderne gewann die Geschichtswissenschaft auch neue prominent gewordene Forschungsgegenstände und damit in Verbindung neue Zugangsweisen, zum Beispiel *gender*, die soziale Konstruktion des Geschlechts.

Des weiteren verliehen postmodernistische Theorien den Ideen, den Kulturen, der Sprache usw. viel mehr Gewicht. Und

ich halte es für ganz wichtig, daß man weg von der alten Sozialgeschichte kommt, wo man allzuoft geneigt war, Ideen bloß als Produkte von wirtschaftlichen oder sozialen Interessen zu sehen. Nun haben Ideen und Kulturen ein eigenes Gewicht bekommen.

Um noch weitere Beispiele zu geben: Die sozialwissenschaftliche oder die sozialwissenschaftlich geprägte Geschichtswissenschaft, die in den 70er und 80er Jahren intellektuell dominant war, hat sich wahrscheinlich zu sehr auf verallgemeinerbare Statistiken und Trends usw. konzentriert. Und damit ging das Individuum in der Geschichte verloren. Wenn man die Geschichtsdarstellungen, die unter dem Einfluß der postmodernistischen Theorien produziert wurden, ansieht, dann ist festzustellen, daß das Marginale in der Geschichte, der Rand der Geschichte beziehungsweise Individuen am Rande der Geschichte in den Vordergrund treten. Das ist ein Vorteil. Dies restauriert das Gleichgewicht, das unter dem Übergewicht der sozialwissenschaftlichen Geschichtsschreibung verloren gegangen ist.

AM: In Ihrem Buch beziehen Sie sich ja auf Carlo Ginzburgs *Der Käse und die Würmer* als Beispiel für eine Art marginale Geschichte. Innerhalb der Soziologie gibt es etwa bei der Chicagoer Schule eine lange Tradition, sich mit Rändern der Gesellschaft und den dort wohnenden Individuen zu beschäftigen.

Dies waren aber Trends der Soziologie, die beispielsweise von der deutschen Sozialgeschichte nicht sehr stark berücksichtigt wurden, zumindest nicht in den 60er und 70er Jahren. In der letzten Zeit hat sich hier viel geändert, und es

wird eine größere Bandbreite soziologischer Traditionen in die Sozialgeschichte integriert. In Ihrem Buch betonen Sie aber, daß sich die Geschichtswissenschaft auch gegenüber den Sozialwissenschaften behaupten muß, nicht nur gegenüber der Literatur bzw. der Betonung des Literarischen auf der einen Seite, sondern auch gegenüber den *social sciences* auf der anderen Seite.

RJE: Das ist nicht ganz richtig.

AM: Habe ich das falsch verstanden?

RJE: Ja, ich fürchte. Meine Position ist ungefähr, daß die Geschichtswissenschaft immer von anderen Wissenschaften umlagert und manchmal von ihnen angegriffen wurde. Insofern muß sie sich auch verteidigen.

Auf der anderen Seite hat die Geschichtswissenschaft immer die Einflüsse dieser Nachbarwissenschaften rezipiert. Und zwar zu ihrem Vorteil. Wie ein Schwamm, der alles was nützlich ist, aufsaugt. Dies beginnt mit der Philologie im 19. Jahrhundert und geht weiter mit Wirtschaftswissenschaften, Soziologie usw. Es gibt auch Einflüsse seitens der Linguistik und der Literaturwissenschaften, die für die Geschichtswissenschaft nützlich sind. Aber die pauschale Kritik, die von dieser Richtung kommt – wie seinerzeit von jenen Soziologen, die in den 70er Jahren die Geschichtswissenschaften abschaffen wollten oder wenigstens als kleinen, nicht sehr eigenständigen Zweig der Sozialwissenschaften sehen wollten –, diese pauschalen Angriffe muß man widerlegen und die Geschichte gegen sie verteidigen.

Eric Hobsbawm: Ich glaube, sowohl Richards Buch als auch mein eigenes (*On history*) sind sozusagen ein wenig polemisch.

sche Antworten auf diese neue Art, über die Geschichte zu grübeln, statt sie zu praktizieren.

Daß man sich mit Geschichte beschäftigt, ist selbstverständlich. Aber man muß hier unterscheiden: Ich kenne viele Naturwissenschaftler, die mit der Philosophie der Wissenschaften nicht sehr viel anfangen. Und ich glaube, so geht es auch manchen von uns Historikern mit der Philosophie der Geschichte bzw. mit den verschiedenen postmodernen und anderen Diskussionen, die sich nicht eigentlich mit Geschichte als solcher beschäftigen, sondern mit dem, was eventuell über sie ausgesagt werden könnte. Das ist manchmal ganz interessant, aber uns, jedenfalls viele von uns, interessiert die tatsächliche Geschichte mehr als was sich theoretisch darüber aussagen läßt.

Dazu kommt auch ein politisches Element, vor allem in den Vereinigten Staaten. Jene Leute, die die Objektivität der Geschichte bzw. der Geschichtsforschung abstreiten, die sich weigern, zwischen verschiedenen Themen, verschiedenen Problemen zu unterscheiden, sind meist politisch und ideologisch sehr stark motiviert – das sind wir natürlich alle, aber nicht unbedingt im gleichen Sinne. Ich habe mir einmal vor langer Zeit von einem Franzosen erklären lassen: Diese neue Mode, damals ist es gerade der Strukturalismus gewesen, ermöglicht es den Leuten, alles zu sagen, was ihnen paßt, nicht? Auch heute trifft dies in gewisser Weise zu.

Man kann sich vorstellen, daß es Leute gibt, die sagen, ich bin begeisterter Briefmarkensammler. Also die Geschichte der Briefmarkensammlung ist aus meiner Sicht genauso wichtig, mindestens so wichtig wie die klassische Geschichte des

europäischen Staatensystems. Das hängt doch von der Fragestellung ab. Ich bin Briefmarkensammler, wir sind eine kleine Minderheit, warum sollen die anderen die Geschichte für uns machen? Wenn wir eine Universität gründen, wird sie sich nur oder hauptsächlich mit Briefmarkensammeln beschäftigen.

AM: Ein wichtiger Punkt ist also für Sie die Debatte oder der Streit über eine Hierarchie unterschiedlicher Themen.

EH: Ja.

AM: Sie meinen, Historiker, die sich als professionelle Historiker verstehen wollen, müssen zuerst einmal die Frage der Hierarchie der Themen abgeklärt haben. Sie müssen wissen, was wichtiger, was weniger wichtig ist.

EH: Ja, in gewisser Hinsicht ja. Ich glaube, man muß unterscheiden, worum es in der Geschichte wirklich geht. Man muß zwischen verschiedenen Arten der Geschichte unterscheiden. Manche Leute interessieren sich hauptsächlich für – sagen wir einmal – die Darlegung der Ereignisse, der Taten, der Entscheidungen der Menschen usw. Andere interessieren sich beispielsweise für die Geschichte der gesellschaftlichen Entwicklung, die diese anderen Niveaus zwar anerkennt, sie aber beiseite läßt wie zum Beispiel die Wirtschaftsgeschichte. Naja, wie gesagt, die Technik der Darstellung ist hier nicht gleich, und man muß das unterscheiden können: Man kann die einen nicht deswegen kritisieren, weil sie sich nicht für die langfristige Entwicklung des Kapitalismus interessieren, aber auch nicht die anderen, weil sie verhältnismäßig geringes ereignisgeschichtliches oder biographisches Interesse haben. Innerhalb solcher Fragestellungen gibt es Hierarchien,

es gibt im Kontext der historischen Diskussion wichtigere und weniger wichtige Dinge. Nicht auf ewig, nicht für immer. Es kann sich herausstellen, daß etwas, das unwichtig schien, ganz wichtig wird, wenn eine neue Frage gestellt wird. Ich erinnere an die Historische Demographie, die ursprünglich als reine Stammbaumforschung die meisten Historiker nicht besonders interessiert hat. Wir benützen aber jetzt die Resultate, die von so ausgefallenen Leuten wie den Mormonen gesammelt worden sind, für unsere eigenen Fragestellungen.

AM: Noch einmal der Punkt, der zwar für die tägliche Praxis unbedeutend erscheinen mag, aber doch eine sehr prinzipielle Frage ist. Wie läßt sich nun, um es ad absurdum zuzuspitzen, tatsächlich entscheiden, ob das Thema der langfristigen Kapitalismusentwicklung wichtiger ist als das der Briefmarkenkultur?

EH: Dazu hole ich ein wenig aus. Wenn die Geschichte auch nicht wie die Naturwissenschaft ist, besteht doch ein Kontinuum, das Kontinuum der Entwicklung durch die Zeit, das Kontinuum der diachronischen Entwicklung. Oft wird ja für die Naturwissenschaft experimentelle Wiederholbarkeit in Anspruch genommen, aber auch dort gibt es gewissermaßen historische Disziplinen. Die Astrophysik etwa, oder auch die Geologie, auch sie haben es mit einem Kontinuum in der Zeit zu tun. Wir wissen, es gibt ein Kontinuum der Entwicklung des Lebens, ein evolutionäres Kontinuum. Und was immer sonst wichtige Fragen sind, die Frage nach dem Kontinuum des Menschen, wie, unter welchen Bedingungen der Mensch von der Altsteinzeit letztlich bis auf heute gekommen ist, das muß eine

wichtige Frage sein, nicht? Ohne zu behaupten, dies sei die einzige Frage, ist dies aber doch eine unumgängliche Frage. Auf die sind wir immer wieder zurückverwiesen, wenn wir bedeutendere Dinge von weniger bedeutenden Dingen unterscheiden wollen.

RJE: Geschichte ist wie alle Wissenschaften heute sehr fragmentiert. Mit der Explosion des Wissens in den letzten Jahrzehnten, mit dem enormen Wachstum der Universitäten gibt es viel mehr Historiker und vielmehr Bücher und Zeitschriften als je zuvor. Daher ist es immer schwieriger geworden, das Thema der Geschichtswissenschaft zu verallgemeinern. Es gibt die demographische Geschichte, die politische Geschichte, es gibt eine Geschichte des Geruchs, eine Geschichte der Liebe. Nicht nur eine Geschichte der Menschen, sondern auch eine Geschichte der Umwelt; man kann die Themenkataloge fast beliebig erweitern.

Die Frage, wie man hier eine Hierarchie aufstellen und sagen kann, die Geschichte des Imperialismus ist wichtiger, grundsätzlich wichtiger als die Geschichte des Geruchs, das läßt sich schwerlich entscheiden. Es kommt darauf an, wie man dieses Thema interpretiert und welche Verallgemeinerungen man aus diesem Thema zieht. Das Buch von Alain Corbin ist ein wichtiges Buch, weil es an das Thema große Fragen stellt, es sagt uns Neuartiges, Wichtiges und Wissenswertes über den Aufstieg des Bürgertums im frühen 19. Jahrhundert, über die Wissenschaft in der Aufklärung in Frankreich usw. Meiner Meinung hängt es von der Fragestellung ab, nicht sosehr vom Thema. Ich weiß nicht, wer das gesagt hat, war das Blake? *You can see infinity*

*in a grain of sand* – man könne die Unendlichkeit in einem Sandkorn sehen.

EH: Es geht um Fragestellungen, aber auch, glaube ich, um Zusammenhänge. Man braucht ein Modell der Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Aspekten der Geschichte.

Schreibt man bloß eine Geschichte des Geruchs, indem man anführt, was man herausgefunden hat, so ist dies noch nicht besonders interessant. In Corbins Buch, das Richard zitiert, finden wir eine Idee der Zusammenhänge in der Gesellschaft. Sonst wäre das einfach eine Sammlergeschichte, das, was man einmal die Geschichte der begeisterten Eisenbahner genannt hat; die würden sogar die Nummern aller Lokomotiven notieren. Das kann zwar auch nützlich werden, aber an sich, solange keine weiteren Zusammenhänge gesehen werden, ist es – ich will nicht sagen uninteressant – nur für eine sehr begrenzte Minderheit interessant. Aber wie gesagt, alles kann interessant werden. Ich habe selbst einmal untersucht, wann zum ersten Mal historische Motive und ähnliche Themen in den Briefmarken auftauchen, und wie sich von dort der Zusammenhang mit der Erfindung der Traditionen ergibt. Also ich bin nicht gegen eine Geschichte der Briefmarken, sondern bloß dagegen, daß man sie zu sehr in die Höhe schraubt.

AM: Die Frage nach der Zersplitterung, der Fragmentierung der Geschichtswissenschaft ist ein ganz zentrales Thema, das nicht nur damit zusammenhängt, daß es so viele Historikerinnen und Historiker gibt. Das Gegenteil oder der Gegenbegriff zur Zersplitterung der Geschichte wäre der Begriff der Einheit der Geschichte. So lautete auch einmal ein polemischer

Artikel von František Graus in der *Historischen Zeitschrift*. Graus wollte jedenfalls am Begriff der Einheit der Geschichte und der Einheit der Geschichtswissenschaft festhalten. Läßt sich denn die Einheit der Geschichte aufrechterhalten? Und wenn ja, unter welchen Bedingungen?

RJE: Ich würde sagen, es gibt eine größere Nachfrage nach allgemeinen Überblicksdarstellungen. Und dies kommt ebenfalls aus dieser großen Zersplitterung der Geschichtswissenschaft. Erics Bücher haben nicht zuletzt deshalb eine so große Leserschaft, weil er in der Lage ist, gut lesbar und gut informiert in allen wichtigen Zusammenhängen zu schreiben. Nur würde ich verneinen, daß eine Überblicksdarstellung eine ein für alle Mal gültige Geschichte sein kann, wie man das zum Beispiel im 19. Jahrhundert geglaubt hat. Das würde man heute nicht mehr machen und nicht mehr machen können. Die Leser sollen viel eher auf bestimmte Zusammenhänge aufmerksam gemacht werden. Die Geschichte eines Landes, eines Kontinentes oder gar der Welt kann nicht mehr mit dem Anspruch dauerhafter Geltung geschrieben werden. Wir sind uns heute bewußt, daß eine synthetisierende Geschichte auch von einem persönlichen Standpunkt aus geschrieben wird und geschrieben werden muß.

EH: Ja, das wissen wir schon lange. Das wußte schon Karl Marx in den 1840er Jahren. Es ist unmöglich vorauszusagen, was den Leuten in künftigen Generationen als wichtig und relevant erscheinen wird. Das bedeutet nicht, daß alles umgekrepelt werden wird: Gewisse Dinge bleiben sicher.

Die Suche nach einem allgemeinen

Prinzip in der Geschichte ist, wie ich glaube, intellektuell und auch emotionell wichtig. Es wäre schön, wenn man so etwas finden könnte. Zwischen den Naturwissenschaften und der Geschichte, die ja keine harte Wissenschaft ist, bestehen fundamentale Unterschiede. Die Geschichte ist aber dennoch etwas ganz, ganz anderes als beispielsweise die Literaturkritik – nicht die Literaturwissenschaft oder die Literaturgeschichte! –, die meiner Ansicht nach überhaupt nicht an Universitäten vertreten sein sollte. Sie ist keine Wissenschaft – auch nicht im deutschen Sinne – sie betreibt keine systematische Forschung, bei der mehr oder weniger Resultate herauskommen. Das ist eine der Konfusionen unter den Leuten in der Literaturkritik, der Kulturkritik. Dort kann man immer weiterdiskutieren und weiter schwafeln, ohne je zu einem Ende zu kommen. Bei uns ist ein ‚Ende der Debatte‘ nicht von vornherein ausgeschlossen.

RJE: Wir können sagen, daß es ein Wachstum an Wissen gibt, innerhalb der Geschichtswissenschaft wie in allen Wissenschaften. Wir wissen heute mehr als noch vor zehn Jahren; Archive und Quellen können neu erschlossen werden. Aber dieses Wachstum an Wissen bestreiten viele Postmodernisten. Natürlich gibt es auch Historiker, die Geschichte nur aus der Sekundärliteratur betreiben und insofern nicht oder nur wenig zur Vermehrung des Wissens beitragen.

AM: Ein sehr bekanntes Beispiel aus den letzten Jahren ist das Buch von Daniel Goldhagen. Kritiker waren der Ansicht, hier hätte es diesen Wissenszuwachs in einem professionell-historischen Sinn nicht oder allzu wenig gegeben. Im Gegenteil, Wissen sei reduziert worden, das

Buch falle hinter einen bereits erreichten Forschungsstand zurück.

RJE: Das Buch bringt keinen großen Fortschritt an Wissen oder an neuen Fakten. Selbst die Forschungen, die Goldhagen über das Polizeibataillon 101 angestellt hat, kommen nicht an die Arbeiten von Christopher Browning heran. Seine Untersuchungen über Todesmärsche, das ist vielleicht das neueste. Das Problem mit dem Buch ist, daß die Interpretation weit hinter dem Stand der wissenschaftlichen Diskussion zurückbleibt. Deshalb, weil er die Sekundärliteratur, vor allem auch über den Antisemitismus im 19. Jahrhundert, nicht beherrscht. Auf der anderen Seite ist die Diskussion, die er entfacht hat, wichtig für die Wissenschaft und bringt mehr in Gang als beispielsweise der Historikerstreit vor zehn Jahren.

AM: Das ist genau die Paradoxie, auf die ich hinweisen wollte: Ein Buch, das in wissenschaftlicher Hinsicht nicht besonders gut ist, bringt wissenschaftsinternen in vielen Ländern und in der deutschen und österreichischen Öffentlichkeit unter historischen Laien eine Diskussion in Gang, die beispielsweise über Hilberg nicht geführt wurde. Hilberg wurde von der Öffentlichkeit die längste Zeit nicht wahrgenommen, obwohl sein Buch zu den bedeutendsten gehört.

EH: Diese Situation hängt nicht mit Goldhagens Buch selbst oder mit dessen wissenschaftlicher Bedeutung zusammen, sondern mit der politischen und ideologischen Lage in Deutschland bzw. in Österreich und – das darf man nicht vergessen – mit den geschäftlichen Kalkulationen der Verleger. Auch Brownings Buch, das zunächst ebenfalls gänzlich überse-

hen wurde, hätte ein Bestseller werden können. Eine ähnliche Diskussion hätte sich in diesem Fall um ein besseres Buch entwickelt. Aber manches verdankt sich ja auch den speziellen Simplifikationen Goldhagens.

RJE: Ja, seine These, daß – grob gesagt – alle Deutschen seit dem Mittelalter Antisemiten waren und alle Juden vernichten wollten, eine sehr scharfe und heikle und meiner Meinung nach falsche These, hat die Diskussion entfacht, nicht zuletzt wegen lobender Rezensionen in den Vereinigten Staaten. Und irgendwie trifft das Buch ja auch einen Nerv in der deutschen Öffentlichkeit zu einem Zeitpunkt, da die Deutschen in ihrer Identität verunsichert sind, nicht zuletzt deshalb, weil die Wiedervereinigung nicht so glatt gelaufen ist, wie man es vielleicht erhofft hatte. Es gibt immer noch Streit darüber, wer die Deutschen sind, was deutsch sei usw. Weil Deutschland eine solch prekäre Geschichte hat, spielt die Interpretation der Vergangenheit nach wie vor eine bedeutende Rolle.

Man kann Goldhagens Buch auch aus einem anderen Blickwinkel betrachten: Hier kommt ein Amerikaner, der doch von der postmodernistischen Theorie beeinflusst wurde: Er behauptet mehr oder minder, daß aus der Kultur – der deutschen antisemitischen Kultur – alles ableitbar sei. Dagegen war die deutsche historische Forschung der letzten zwanzig Jahre mehr sozialwissenschaftlich geprägt. Goldhagen verschiebt den Akzent der Diskussion vom Sozialwissenschaftlichen und Ideologischen hin zum Kulturellen. Ideologien haben bei ihm eine kulturelle Dimension – das können wir ja auch als sein Verdienst ansehen.

EH: Das ist das große Problem. Die Bedeutung der Kultur und der Kulturgeschichte als solche wird ja schon lange anerkannt. Aber es handelt sich immer noch darum festzustellen, was die Beziehungen der Kultur zu anderen gesellschaftlichen Phänomenen genau sind, wie sie faßbar werden.

AM: Welche Möglichkeiten gibt es, das zu bestimmen?

EH: Naja. Stellen wir einmal eine Art Gedankenexperiment an. Für die heutige Welt steht fest, daß wir seit den sechziger Jahren in einer Kulturrevolution leben. Werden wir aber bei der Kulturrevolution selbst beginnen? Oder beginnen wir mit der wirtschaftlich-technologischen Umwälzung, die damit in Verbindung steht, mit der ungeheuren Beschleunigung der gesellschaftlichen Veränderungen? Erklärt man die moderne amerikanische Welt durch die Rock-Musik oder umgekehrt die Rock-Musik daraus, was in der amerikanischen Gesellschaft seit 1945 vor sich gegangen ist? In solchen Fällen fällt eine Entscheidung nicht schwer, viel schwieriger ist die Entscheidung in jenen Fällen, mit denen sich die Sozialanthropologen seit Geertz beschäftigen. Hier ist es bei weitem nicht so klar, das auseinanderzuhalten, was die Marxisten den Unterbau und den Überbau einer Gesellschaft genannt haben. In solchen Fällen scheint es besser zu sein, von der Kultur auszugehen, von der Kultur in einem anthropologischen Sinn. Aber in den meisten Fällen, denen wir in der modernen europäischen Geschichte begegnen, stellt sich die Frage anders.

RJE: Es gibt auch die Gefahr, daß man alles auf die Kultur konzentriert und so-

mit die Realität außer acht läßt. Das ist eine Gefahr dieser neuen Geschichtsschreibung, daß nur eine Seite miteinbezogen wird. Für mich besteht das Faszinierende der Geschichtswissenschaften darin, daß sie alle möglichen Seiten miteinbeziehen und daß sie aufbauend sein können.

AM: Die Frage der Professionalität der Geschichte, die von Evans so stark betont wird und die auch in Hobsbawms Buch ein Thema bildet – *identity history is not enough* –, hat für mich (in Evans Fall) zu einem ganz bemerkenswerten und auch merkwürdigen Effekt geführt. Sie importieren nun Ende des 20. Jahrhunderts ganz vehement Ranke in die englische Debatte. Ranke hatte, glaube ich, hier in England nie die große Bedeutung, die er in Deutschland hatte.

RJE: Das Buch kommt aus der Lehre, nicht nur aus meinen Forschungserfahrungen. Und es ist ganz bemerkenswert, daß das Curriculum im Fach Geschichte an einer englischen Universität ziemlich stark auf Ranke aufgebaut ist. An englischen Universitäten wird das Curriculum viel stärker strukturiert als in Deutschland oder Österreich. Die Einführungskurse umfassen den Überblick über große Zeiträume. Seminare der mittleren Ebene behandeln verschiedene Themen. An der Spitze, im dritten Jahr des Studiums haben die meisten Universitäten dann *special subjects*, und die sind ganz klassisch aufgebaut. Ein bestimmtes Thema, z.B. der englische Bürgerkrieg, das Dritte Reich usw. wird anhand einer Auswahl von Dokumenten und Quellen behandelt, die intensiv quellenkritisch studiert werden. Ich glaube, die meisten Geschichtswissenschaftler und Dozenten in Eng-

land wissen heute gar nicht mehr, daß dies von Ranke kommt. Ranke wird nicht gelesen. Aber meiner Meinung nach kommt ein gutes Stück der Professionalität der modernen Geschichte aus der Tradition Rankes, aus der Quellenkritik des 19. Jahrhunderts. Ich würde nicht so weit gehen zu behaupten, daß die moderne Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert begründet wird, aber dies war doch ein Fortschritt, und ich wollte in meinem Buch daran erinnern.

AM: Der in meinen Augen viel interessantere Theoretiker und Praktiker dieser Zeit, nämlich Droysen, wird in ihrem Buch nur einmal erwähnt.

RJE: Wenn ich auch sagen kann, daß der Geist Rankes in der englischen Geschichtswissenschaft wenigstens unausgesprochen weiterlebt, so wurde Droysen in England weitgehend vergessen. Er spielt keine Rolle in der gegenwärtigen Diskussion. Und mein Buch wollte eher in die aktuellen Diskussionen eintreten. Dabei spielen dann vor allem französische und amerikanische Theoretiker eine Rolle und jene englischen Theoretiker, die deren Ideen popularisiert und zum Teil vulgarisiert haben und deren Bücher heute ziemlich verbreitet sind.

EH: An wen denkst Du?

RJE: An Keith Jenkins, Beverley Southgate, Alan Munslow und andere. Sie schreiben zum Teil kleine Bücher, die nun häufig als Einführungen dienen. Nicht zuletzt dagegen wollte ich mein Buch schreiben, als eine Alternative, und um meinen eigenen Standpunkt zu formulieren.

EH: Es ist nicht leicht festzustellen, welchen Einfluß diese Diskussionen auf die Historiker tatsächlich ausüben. In den Vereinigten Staaten beispielsweise, so

mein Eindruck, sind die meisten Historiker von den Postmoderne-Diskussionen eher unberührt, die meisten sind eher skeptisch, im Unterschied etwa zur Sozialanthropologie, wo dies alles sehr grassiert, aber auch in anderen Disziplinen. Wie das in Österreich ist, weiß ich nicht. Wenn ich mir die *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* ansehe, scheinen diese Debatten dort mehr Einfluß zu haben. Aber ob sie darüber hinausgehen, ist mir nicht klar. Auch in Deutschland, in Frankreich, in Italien erscheint mir die Reichweite der Postmoderne-Diskussion begrenzt. Die demonstrative Defensive der Historiker ist vermutlich gar nicht nötig. Aber das kann eine Generationsfrage sein. Es kann sein, daß sich die jungen Leute, die neu dazu kommen, zu diesen neuen Tendenzen bekehren lassen.

Richard hat auch einige bedeutende Autoren unter die Postmoderne eingereicht, Schama und Figes zum Beispiel, Schama wahrscheinlich deshalb, weil er in seinem Buch *Dead certainties* versucht hat, den Unterschied zwischen erfundener Geschichte und wirklicher Geschichte abzuschaffen, nicht wahr?

Figes hat eine Fragestellung, eine interessante und wichtige Fragestellung. Die Tatsache, daß er sowohl erzählt als auch analysiert, erscheint mir durchaus kein Beweis des Postmodernismus, was immer das auch bedeutet.<sup>2</sup>

RJE: So habe ich das nicht gemeint. Ich glaube viel eher, daß seine Betrachtungsweise, die Tatsache, daß er sein Buch als Literatur betrachtet, daß er offensichtlich erzählt und ihm dies gut gelungen ist, ihn in die Nähe der Postmodernisten rückt.

EH: Das erscheint mir durchaus nicht neu.

RJE: Ja, aber es ist viel leichter geworden

seit den achtziger Jahren. Wenn man die früheren allgemeinen Darstellungen der Russischen Revolution ansieht, haben die eine ganz andere Herangehensweise. Dies resultiert vielleicht weniger aus einer bewußten Anwendung postmodernistischer Theorien, sondern eher aus einem allgemeineren Zeitgeist, der es heutzutage erleichtert, eine literarische Zugangsweise für ein solches Thema zu wählen.

EH: Das ist möglich, ich glaube aber eigentlich nicht, daß dies sehr neu ist. Für die Geschichte des 20. Jahrhunderts mag es neu sein, in der Mediävistik aber keineswegs. Daß man in der Mediävistik Analyse mit Fallstudien und Erzählung verbindet, geht jedenfalls in England bis tief ins 19. Jahrhundert zurück. Auch einer der größten Mediävisten, der verstorbene George Duby, hat das gemacht. Egal ob wir an Maitland oder an Duby denken, die Sache ist nicht neu.

AM: Was ich noch gerne besprechen würde, auch im Kontext der Frage, wie die traditionelle Geschichtswissenschaft sinnvoll verteidigt, wie ihre Errungenschaften und Standards verteidigt werden können, ist ein altes Problem der Geschichte, das Hobsbawm unter anderem mit dem Begriff der *identity history* angesprochen hat, das aber schon früher mit Begriffen wie Parteilichkeit, Parteinahme, Perspektivität, Standortgebundenheit, die ja alle eine angebliche Objektivität der Geschichtswissenschaft unterminieren, bezeichnet wurden.

EH: Ich glaube, wir müssen folgendes unterscheiden: erstens die Frage nach Parteinahme, zweitens die Frage der Objektivität, und drittens, ob man die gleiche Sprache spricht, ob man einander

verständlich macht, ob man im gleichen *universe of discourse* lebt.

Das Problem der Parteilichkeit ist sehr spezifisch. Solange man in der Wissenschaft, in der Universität arbeitet, muß es Grenzen der Parteilichkeit geben, müssen wir uns innerhalb der Regeln der Forschung und des Beweises bewegen. Die Tatsache, daß Geschichte selbst, wie Kaiserin Maria Theresia einmal sagte, „allzeit ein Politicum“ ist, das wissen wir. Aber das trifft auf alle Historiker zu. Objektivität besteht im wesentlichen darin, daß wir nichts erfinden können. Unser Diskurs, unsere Fiktionen, unsere Kunst besteht bestenfalls in *objets trouvés*. Wie wir sie zusammensetzen und was wir in sie hineinlegen, ist eine andere Sache. Aber es kann nichts erfunden werden. Und daher können gewisse Dinge nicht behauptet werden. Umgekehrt lassen sich manche Dinge auch nicht einfach ausschalten. Die Regeln sind die Regeln des Beweises. Die Indizien, die Quellen sind da, und das begrenzt die Spekulation. Entweder Elvis Presley lebt, oder er lebt nicht. Die Behauptung, daß er noch da wäre, wie der Kaiser Barbarossa, wird höchstens zu einem historischen Faktum, das seinerseits untersucht werden kann. Zur Frage der Objektivität gehört darüber hinaus nicht nur die Frage der relativen Wichtigkeit eines Gegenstandes – das haben wir schon besprochen –, sondern grundsätzlich die Frage der Möglichkeit, über etwas sinnvoll sprechen zu können, eine wissenschaftliche Diskussion führen zu können. Es geht darum, über etwas Gleiches zu sprechen, über etwas, das wenigstens vergleichbar ist. Wenn es nicht vergleichbar ist, wenn die Geschichte, die ich als Schwarzer, als australischer Eingebore-

ner, als Homosexueller, in meinem Fall als Linkshänder erzähle, nichts gemeinsam hat mit der Geschichte eines anderen, dann ist ja nichts mehr weiter zu sagen. Und daher, glaube ich, ist es absolut unumgänglich, wenn es überhaupt eine Geschichte geben soll, eine Geschichte als Wissenschaft, daß man vom Gleichen redet. Das schließt nicht aus, daß mir persönlich bestimmte Dinge nicht mehr oder weniger oder etwas anderes bedeuten als jemand anderem. Auch dadurch, daß einige Historiker tiefer und persönlicher betroffen sind, wird nicht verhindert, daß über die gleichen Dinge, über den gleichen Kern gesprochen werden kann. Und das ist gerade heute ganz besonders wichtig, denn aus verschiedenen Gründen wird dies sehr oft praktisch abgestritten.

RJE: Ich kann nicht glauben, daß jemand, der die Geschichte des Feminismus schreibt, oder die Geschichte der schwarzen Befreiungsbewegung, oder die Geschichte irgendeiner Minorität, nur zu den Mitstreitern in dieser Sache spricht. Daß man sich damit zufrieden gibt, einfach eine Diskussion unter sich zu haben. Es hätte keinen Sinn, diese Arbeit zu machen, wenn nicht auch andere von der Wahrheit der Behauptungen überzeugt werden sollen. Es hätte keinen Sinn, ein Buch über die Ausbeutung der Sklaven in den Südstaaten im frühen 19. Jahrhundert zu schreiben, wenn nur die Nachkommen der Sklaven adressiert werden sollten, es geht auch darum, die Nachfahren der Sklavenhalter zu überzeugen. Und dann benötigt man einen übergeordneten Begriff der Wahrheit, der Objektivität, der mit den Beweisregeln, von denen Eric gesprochen hat, zu tun hat. Die These, daß jede Gruppe ihre eigene Wahr-

heit hat, die nichts mit der der anderen zu tun hat, ist meiner Meinung nach nicht nur wissenschaftlich, sondern auch politisch unhaltbar. Darüber hinaus: Wenn man sich wirklich einer politischen Sache widmen will, dann wird man Politiker. Die Geschichte ist sicher interessant und kann auf die Ideen der Leute Einfluß haben, aber auf eine direkte Weise kann sie politischen Einfluß eigentlich nicht haben.

AM: Sie betonen die Separierung von Politik und Geschichte. Die Geschichte des 19. aber auch des 20. Jahrhunderts ist natürlich voll von Historikern, die in die Politik gegangen sind. Ein berühmter Fall war Treitschke in Deutschland, aber auch viele andere Professoren haben sich direkt in der Politik engagiert.

RJE: Es geht nicht sosehr um die Separierung, ich wollte den Zusammenhang betonen. Es kommt auf das Gewicht an. Wenn man der Politik mehr Gewicht gibt, dann wird man Politiker.

AM: Aber man bleibt Historiker.

RJE: Das ist ein Zusammenspiel. Die beste Geschichtsschreibung kommt oft aus politischem Engagement, nur muß dieses Engagement letzten Endes dem Bemühen um das Verständnis der Vergangenheit untergeordnet werden.

EH: Ich würde es anders formulieren: Es ist klar, daß sich Historiker häufig mit der Politik identifizieren. Aber wenn sie in die Politik einsteigen, was oft der Fall war, tun sie etwas anderes. Als Politiker tut man etwas anderes, genauso wie man als Journalist etwas anderes tut, als wenn man als Historiker arbeitet. Dieser Unterschied muß klar verstanden werden. In den Balkanländern finden wir jetzt den Irrtum, daß Leute, wenn sie eine be-

stimmte Politik machen, glauben, sie machen so etwas wie gute Geschichte, Tudjman ist so ein Fall, nicht wahr?

AM: Ich würde einen Punkt noch gerne ansprechen: Wir haben die Frage des Marxismus und seines möglichen Untergangs bereits thematisiert, auch im Zusammenhang mit der Frage, ob postmoderne Positionen hier so eine Art Ablöse oder Pseudo-Ablöse leisten. Als ich Herrn Hobsbawm zum ersten Mal gesehen habe, war dies 1983 bei einer Konferenz zum 100. Todestag von Karl Marx. Der Hobsbawmsche Vortrag dort war für mich ein Beispiel dafür, wie kreativ man mit mehr als hundert Jahre alten Positionen und Ideen als Historiker umgehen kann. Mittlerweile sind historische Ereignisse und Entwicklungen eingetreten – Stichwort 1989 –, die wohl kein Historiker in dieser Form vorausgesehen hat. Entwicklungen, die einen bestimmten theoretischen Rahmen, marxistische Positionen, für viele Leute desavouiert haben. Wie läßt sich dies heute sehen, mit einer gewissen Distanz auch zum Gerede über den Untergang des Marxismus, das damals en vogue war.

EH: Wie Sie ja sagen, man muß eine gewisse Distanz nehmen zu den Tagesereignissen. Das geschah 1989 nicht. Die Beziehung zwischen Historie und Marxismus war ja schon immer kompliziert. Erstens einmal wußten 1917 praktisch alle russischen Marxisten, daß die materiellen und kulturellen Voraussetzungen für eine Revolution nicht da waren. Nicht zuletzt deshalb hat sich ja auch der Marxismus in der Sowjetunion sehr eigenartig weiterentwickelt. Er war bei weitem nicht die einzige und wirkliche Art des Marxismus. Drittens hat sich selbst dieser Marxismus

mit der Zeit zu einer sturen dogmatischen Ideologie entwickelt, die niemanden mehr interessiert hat. Es ist ja auch bezeichnend, daß, obwohl ich als Mitglied der KP bekannt war, nicht eines meiner Bücher ins Russische übersetzt wurde, solange es die SU gab. Das Ende der SU hat für den Marxismus an sich schon deswegen nicht sehr viel bedeuten müssen, weil es sehr wenige gute marxistische Analysen der Wirklichkeit der SU oder Rußlands seit der Revolution gab.

Viele Marxsche Positionen bleiben als eine mögliche Basis für historische Analysen meines Erachtens weiter bestehen. Erstens muß man ja festhalten, daß sehr viel von dem, was Marx sagte, auch im Mainstream der Geschichtswissenschaften akzeptiert oder assimiliert wurde, sodaß es heute oft schwierig ist festzustellen, ob ein bestimmtes Buch von einem Marxist geschrieben wurde oder nicht. Sodann sind viele Probleme einer marxistischen Historiographie seit Marx noch offen. Ich nenne ein Beispiel: 1998 ist der 150. Jahrestag des *Kommunistischen Manifestes*. Allerdings wird man da erklären müssen, warum sich die Vorhersage von Marx, daß der Kapitalismus vor allem seine eigenen Totengräber hervorbringt, nicht bewahrheitet hat. Andererseits wird man aber doch feststellen, daß die Welt Ende des 20. Jahrhunderts ungemein so aussieht wie Marx sie anno 1848 gesehen hat. Beides trifft zu und beides tut einer materialistischen Geschichtsauffassung keinen Abbruch.

Leider muß man sagen, daß jene berühmte Erwartung Marx', nämlich daß wenn die Philosophen die Welt verstünden, sie sie auch verändern könnten, sich als viel schwieriger als angenom-

men herausgestellt hat. Aber die Idee, die Welt zu verstehen, um sie zu verändern, bringt noch heute wichtige Impulse.

RJE: Ich war persönlich nie so sehr vom Marxismus beeinflusst, aber was Marx und Engels geschrieben haben, ist für einen Historiker des 19., aber auch des 20. Jahrhunderts absolut wichtig. Heute ist es modisch, den Marxismus total abzutun. Die Flucht der Linken aus dem Marxismus in die Postmoderne ist ein Zeichen dafür, daß der Marxismus für total überholt angesehen wird. Auch die von Frankreich ausgehende Debatte darüber, ob die eigentlichen Verbrechen des 20. Jahrhunderts nicht die Nazi-Deutschlands, sondern die der Sowjetunion gewesen wären, hängt mit dieser allgemeinen Stimmung zusammen. Nach einiger Zeit wird dies alles wieder ins Gleichgewicht kommen, und wir werden zu einem ausgewogeneren Urteil über die SU kommen. Und meiner Meinung nach haben Marx und Engels die für den Historiker immer noch entscheidende Frage aufgeworfen, die wir schon erwähnt haben: Was sind die generellen Zusammenhänge zwischen Kultur, Gesellschaft, Wirtschaft, Politik, Ideen? Auch wenn man ihre Interpretationen nicht teilen mag, lohnt schon die Art und Weise, wie sie zentrale Fragen aufwerfen, die Auseinandersetzung. Ich würde es schade finden, wenn diese Mode, Marx und Engels völlig außer acht zu lassen, weiterginge.

EH: Auch das muß man mit Abstand sehen: Die Rolle des Marxismus für die Geschichtswissenschaft. Das ist ein Teil einer Entwicklung der Geschichtswissenschaften, die in den Siebzigern sicherlich vorherrschend war, das heißt weg von der politischen Geschichte der Staaten, der Re-

gierungen usw. hin zu einer gesellschaftlich verwurzelten Geschichte. Schon daß Marx andere bedeutende Denker seit dem Ende des 19. Jahrhunderts dahingehend beeinflusst hat, daß sie sich mit wirtschaftlichen und sozialen Fragen beschäftigten, ich denke an Weber oder Schumpeter, ist von Bedeutung.

Aber es gab auch andere Entwicklungen: In Frankreich resultierten geschichtswissenschaftliche Innovationen aus einer Abart des Positivismus, aus der historischen Geographie, aus der ganzen Annales-, 'Schule' und bei weitem nicht aus dem Marxismus. In England waren aus Gründen, die ich nie verstanden habe, die Marxisten nach dem Zweiten Weltkrieg viel bedeutender im Umkrempeln der Geschichte. In der Bundesrepublik waren es Sozialdemokraten, Linke, aber keine ausgesprochenen Marxisten; es waren die Bielefelder, wenn man so will. In Italien gab es zwar einen starken Marxismus, der aber keinen sehr großen Einfluß auf die Geschichtswissenschaft hatte. Wir müssen das alles als Teile einer größeren Entwicklung sehen, und nicht bloß den Beitrag des einen oder anderen großen Denkers im Auge haben.

Aber um noch einmal auf die neueren Diskussionen zurückzukommen: Ich glaube nicht, daß vom Postmodernismus wirklich eine Gefahr ausgeht. Weit wichtiger erscheint mir die Auseinandersetzung mit einer anderen neuen Tendenz, nämlich der Tendenz eines Ultra-Darwinismus nicht nur in der Naturwissenschaft, sondern auch in der Sozialwissenschaft. Diese Tendenz wurde zwar in der Geschichte noch nicht sehr viel diskutiert, tritt aber insgesamt sowohl in England als auch in den Vereinigten Staaten

sehr in den Vordergrund. Einer meiner Kollegen, der Soziologe Runciman, versucht, die gesamte Geschichte als eine Art Kampf ums Dasein der sozialen Elemente darzustellen, er vertritt eine rein darwinistische Position. Ich glaube, Historiker sollten sagen, was sie sich dazu denken.

#### Anmerkungen:

1 Vgl. neben Richard J. Evans, *In Defence of History*, London 1997, u. Eric Hobsbawm, *On History*, New York u. London 1997, v.a. Gerda Lerner, *Why History Matters. Life and Thought*, Oxford 1997; Alan Munslow, *Deconstructing History*, London 1997; Martin Bunzl, *Real History. Reflections on Historical Practice*, London u. New York 1997; C. Behan McCullagh, *The Truth of History*, London u. New York 1998; Oscar Handlin, *Truth in History*, 2. Aufl., New Brunswick u. London 1998; Alan B. Spitzer, *Historical Truth and Lies about the Past. Reflections on Dewey, Dreyfus, de Man and Reagan*, Chapel Hill u. London 1996; Keith Windschuttle, *The Killing of History. How a Discipline is being Murdered by Literary Critics and Social Theorists*, Sydney 1994; Keth Jenkins, *On 'What is History?'* From Carr and Elton to Rorty and White, London u. New York 1995. Etc. etc.

2 Vgl. Simon Schama, *Dead Certainties (Unwarranted speculations)*; Orlando Figes, *A People's Tragedy; The Russian Revolution 1891-1921*, London 1996.